

## *bod-gser* – Gold im alten Tibet

Günther Jontes, Leoben

*Die Abbildungen zu diesem Beitrag befinden sich auf der dritten Umschlagseite (U3).*

Tibet zählt gewiss nicht zu den großen Goldregionen der Erde, wie sie Südafrika, Sibirien oder Nordamerika darstellen. Und doch fällt im Hochland jenseits des Himalaya auf, dass auch nach außen hin Gold (tib. gser) optisch vieles prägt. Häufig sind die Dächer der Klöster und Tempel mit reich vergoldeten Aufbauten versehen, die in der kargen und wie tot wirkenden Landschaft unter schneebedeckten Gipfeln schon aus der Ferne glänzen und auf die frühen europäischen Reisenden - Missionare, Forscher und Militärs – einen großen Eindruck machten, etwa wenn sie nach unendlichen Mühen sich Lhasa, der mythenumspunnenen Hauptstadt des lange verschlossenen Reiches näherten. Etwas von dieser Wirkung des Goldes im Zusammenhang mit Architektur wird in der Schilderung des deutschen Forschers Ernst Schäfer spürbar, der 1938 die Erlaubnis erhielt, bis in dieses Herz des Schneelandes vorzustoßen:

*Da wächst sonnenfunkelnd auf hochwuchtem Felsen das Wahrzeichen Lhasas, der Potala, der wunderbare, der goldstrotzende Palast der Gottkönige von Tibet aus blaudunstverschleierter Ebene empor. (1)*

Wohl drang die Kunde reicher Goldvorkommen und von sagenhaften Goldschätzen tibetischer Klöster schon früh bis in den Westen, weckte aber nicht die Goldgier in dem Maße, wie sie in der frühen Neuzeit zur Zerstörung ganzer Hochkulturen in Mittel und Südamerika geführt hatte. Das Reich, dem zeitweise sogar das China der Tang-Zeit tributpflichtig gewesen war, hatte sich später in Abhängigkeit fremder Nachbarn wie der Mongolen begeben und seine Souveränität stückweise an das kaiserliche China verloren, ein Verlust, der nur dadurch gemildert wurde, dass die geographischen und klimatischen Verhältnisse des riesigen Territoriums eine Eroberung, Besetzung und vollständige Beherrschung nicht erlaubten. Auch die geopolitischen und wirtschaftlichen Ambitionen Englands, das sich von Indien aus einen willfähigen Satelliten schaffen wollte, schlugen fehl und ergaben nur das Recht einer Handelsniederlassung in Gyantse weit weg von der Hauptstadt Lhasa. Eine noch strengere Abschließung nach der britischen Militärexpedition von 1905 war die Folge. Das Weitere an Schicksalen Tibets, das im Chinesischen *Xizang* „Westliches Schatzhaus“ genannt wird, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

Tibet war bereits im 7. Jahrhundert n. Chr. von Nepal und China her mit dem Buddhismus vertraut geworden. Hier verschmolz er durch theologische Spekulation und volksfromme Praxis mit der vorgehenden, schamanistisch und animistisch bestimmten Religion des Bön zu

einer neuen Variante des Buddhismus, zum stark magisch bestimmten Vajrayâna, dem „Weg des Donnerkeils“.

Gold hat einen besonderen Glanz, der nicht der strahlenden Sonne bedarf, weil es diesen Schimmer aus sich selbst heraus zu besitzen scheint. Es gilt aber als Symbol der Sonne, des Lichts, der Reinheit und damit des Göttlichen schlechthin. In der buddhistischen Ikonographie hat der historische Buddha Shakyamuni nicht von ungefähr eine goldene Hautfarbe. Gold verändert sich nicht, setzt nicht Rost an, löst sich unter natürlichen Bedingungen nicht auf, vermittelt den Anschein von Ewigkeit. Es ist selten, daher kostbar und teuer und bestimmt von Alters her deshalb Währung und Wirtschaft, verkörpert materiellen Reichtum. (2)

Man schätzt, dass die Menschheit von Anbeginn an etwa 150.000 t Gold der Natur abgerungen hat, davon in der Antike etwa 10.000 t. Die gegenwärtige Jahresproduktion beträgt weltweit cirka 1500 t. Im Vergleich zu anderen Metallen ist sein Anteil als Werkstoff in der menschlichen Kultur sehr gering und wegen seiner physikalisch-chemischen Eigenschaften eng begrenzt. Gold ist sehr weich und dehnbar, was auch die Herstellung des unendlich dünnen Blattgoldes ermöglicht. Seine geringe Härte von 2,5 bis 3,0 nach Mohs lässt es für Gebrauchsgegenstände unbrauchbar erscheinen. Man kann annehmen, dass Gold deswegen in urgeschichtlichen Epochen schon in seinem Charakter für sakrale Zwecke gedient hat. Es lässt sich durch Kaltschmieden, Treiben, Bohren und Ziselieren formen, sonst nur durch Gießen. Härten kann man es nur durch Legieren, etwa mit Silber oder Kupfer. Sein Schmelzpunkt liegt bei 1063° C.

Gold ist mit einem spezifischen Gewicht von 19,32 g/cm<sup>3</sup> fast dreimal so schwer wie Eisen, ein Phänomen, das auch schon früh zu seinem besonderen Wert beigetragen haben muss. Eine 1 kg schwere Kugel aus reinem Gold hat einen Durchmesser von nur 46 mm! Es ist ein Edelmetall, d.h. dass es die Luft, Gase, Säuren und Basen nicht in chemische Verbindungen zwingen können. Auch das führte zum Symbol für das Ewige hin. Nur eine Erfindung des Westens, das „Königswasser“ – eine Mischung aus Salzsäure und Salpetersäure – vermag es zu zersetzen. Löslich ist es nur in Quecksilber und in Cyaniden, in Materien also, die die Manipulation von Gold in Gewinnung und Verarbeitung so lebens- und umweltbedrohend gefährlich machen.

Unter den Formen, in denen Gold in der Natur vorkommt, hat das Berggold die größte Bedeutung. Es ist in der Regel sehr fein im Gestein verteilt, im Durchschnitt mit 0,005 g pro t. Oft findet es sich auch gemeinsam mit Pyrit, Arsenkies und Silber vergesellschaftet. In seiner

begehrenwertesten Gestalt bildet es Adern und Gänge im Begleitgestein und wird bergbaumäßig gewonnen. In Tibet spielte es aus Gründen keine Rolle, die noch zu erläutern sein werden. Seifengold hingegen ist Gold aus sekundären Lagerstätten und wurde durch Verwitterung oder Zerstörung der ursprünglichen Lagerstätten freigesetzt und durch Wasser abtransportiert. Seine Ablagerung an bestimmten Stellen von Wasserläufen ist auf den Grad seiner Zerkleinerung und das hohe spezifische Gewicht zurückzuführen. Letzteres hat der Mensch bei der Aufbereitung von goldführenden Sanden auch schon früh ausgenutzt. Die Sage vom Goldenen Vlies der Argonauten geht darauf zurück und seit Georgius Agricolas „De re metallica libri XII – Zwölf Bücher vom Bergbau“ (1556) sind wir in Wort und Bild über die frühen höheren Technologien der Goldgewinnung aus Seifen unterrichtet. Pfannen, Schüsseln und Saxen sind die Hilfsmittel des Goldwäschers. Auf diese Weise gewinnt man Goldstaub und größere Körner, die Nuggets.

Im klassischen Tibet war die Goldgewinnung auf diese Technik beschränkt. Die früheste genauere Beschreibung (3) verdanken wir dem italienischen Jesuiten Ippolito Desideri, der sich in Tibet 1712-1727 aufhielt:

*In der Provinz Kham gibt es Gold und Silber von hoher Güte. Gold wird allerdings überall in Tibet gefunden, aber es gibt keine Bergwerke wie in anderen Ländern. Die Leute trennen es nur auf folgende Weise von Erde und Sand. An den Flüssen bewegen die Tibeter mit großem Aufwand mächtige Felsblöcke von der Stelle und graben die Erde und den Sand darunter auf und werfen alles in ein Gerinne. Nachdem sie in dieses große quadratische Rasenziegel gelegt haben, gießen sie viel Wasser darauf, das im Hinunterrinnen die Erde, den gröberen Sand und die kleinen Steine mitschwemmt. Das Gold und der feine Sand werden vom Gras der Rasenziegel aufgefangen. Diese wäscht man immer wieder durch, bis nichts mehr zurückbleibt. Das Gold ist gewöhnlich wie Sand und nicht in Gestalt von Goldklumpen. Meist wird es im ebenen Gelände am Fuß von Bergen gefunden, denn der Regen wäscht die Erde aus und mit ihr das Gold. Es steht fest, dass die Tibeter sehr viel Gold finden würden, wenn sie in diesen unfruchtbaren, wüsten Bergen Bergwerke abzuteufen verstünden. Jedermann kann nach Gold graben, nachdem er vom Gouverneur des Distrikts eine Bewilligung eingeholt hat. Diesem muss ein kleine Menge des gefundenen Goldes abgeliefert werden.*

Der Engländer Robert Saunders, der 1783 Tibet bereiste, war bereits in der Lage, seine Beobachtungen mit wissenschaftlichen Methoden kritisch zu untermauern. (4) Er berichtet:

*Der Zufall und weniger Unternehmungsgeist und Nachforschungen haben ergeben, dass es in Tibet eine Menge an wertvollen Erzen und Mineralien gibt. Das erste in dieser Reihe ist mit Recht das Gold. Man findet es in großen Mengen und häufig ganz pur. In Form von Goldstaub wird es in Flußbetten gefunden, besonders an de-*

*ren Biegungen ist es mit kleinen Steinstückchen verbunden und lässt vermuten, dass es auch in größeren Massen vorkommt. Es kommt als großes Nugget, Klumpen und als kleine Ader vor. Das Begleitgestein ist meist Feuerstein oder Quarz und manchmal sah ich auch einen unreinen, unregelmäßigen Edelstein in der Masse. Durch einen gewöhnlichen Läuterungsprozess zog ich aus Goldstaub einmal 12% Abfall, den ich untersuchte und dabei herausfand, dass er aus Sand und Eisenspänen bestand. Letztere sind meiner Meinung nach nicht ein natürlicher Bestandteil, sondern wurden zwecks Verfälschung hineingemischt.*

Ein in Tibet ansässiger nepalesischer Kaufmann berichtet noch aus dem Lhasa des 20. Jahrhunderts, dass die Nomaden den Goldstaub in Schafsfelle verpackt brachten und mit einem Magneten prüften, ob Eisen darin enthalten sei. (5)

Der Gewinnung durch Goldwaschen gingen viele Menschen auch als Nebenerwerb nach. So beobachteten die französischen Lazaristenmissionare Huc und Gabet 1844/46, (6) wie sich Hirten um ein Feuer von Yakdung setzen und den Goldstaub, den sie den Tag über während des Schafehütens gefunden haben, auf ganz primitive Weise durch Ausklauben reinigen.

Die Masse des gefundenen Goldes speiste sich wohl aus der Summe solcher relativ kleiner Mengen, die aber eine große jährliche Ausbeute ergeben haben müssen. William Woodville Rockhill sah am Ende des 19. Jahrhunderts in Zonyik chürten am Drechu-Fluß einen Mann, der sich mit einer Goldwaschpfanne abschleppte. Seine Ausbeute von vier Tagen, die er in einem Nadelbehälter am Gürtel mit sich trug, verkörperte nach Schätzung Rockhills einen Wert von höchstens 10 Cent und war noch dazu mit einem nicht unbeträchtlichen Anteil von Hornblende vermischt. (7)

Dass in Tibet nur Waschgold produziert wurde, hatte zum Teil religiöse Gründe. Und auch beim Flussgold durfte man nur kleine Flitter und Körner, keineswegs aber größere Nuggets entnehmen. Der tibetische Buddhismus hat sehr starke Komponenten der ursprünglichen schamanistisch-animistischen Bön-Religion in sich aufgenommen. Eine Welt von Dämonen und Naturgeistern bedroht ununterbrochen den Mensch und seine Werke. Ständig sind sie durch Opfer und Zaubersprüche und Opfer zu besänftigen, zu beschwören, zu bannen und zu vertreiben. Furchterregende Schutzgottheiten helfen dabei. Nun stellt der geologische Untergrund Tibets eine höchst unruhige Lebenssphäre dar. Durch die noch immer fortdauernde Auffaltung des Himalaya, die dadurch verursachten Bergstürze, die offensichtlich häufig entspringenden heißen Mineralquellen und Ausatmungen von tellurischen Dämpfen wurden in der mythischen Gedankenwelt der im übrigen dem Dach der Welt kulturell bestens angepassten Hochlandbewohner mit solchen Unbill stiftenden chthonischen dämonischen Wesen in ursächliche Verbindung gebracht.

Einerseits fürchtete man, dass durch Bergbau diese Dämonen in ihrer Ruhe gestört und erzürnt werden könnten, andererseits hatte man über die Entstehung der Goldkörner in den Flußbetten eigene Anschauungen, die sich gar nicht so sehr von denen unterschieden, die auch in den vorindustriellen Epochen des europäischen Bergbaues im Schwange waren. Die Lamas pflegten eine Überlieferung, die besagte, dass die größeren Nuggets gleichsam die Wurzeln oder Pflanzen seien, aus denen der Goldstaub erst entstünde. Man dürfe sie deshalb nicht entfernen, weil sonst nichts mehr nachwüchse und bezeichnet größere Goldklumpen als die „Eltern“ des Goldstaubes.

Um 1900 gab es bereits Tibeter, die in England erzogen worden waren. Einer von diesen namens Mendong, der nach Tibet zurückgekehrt war und nun versuchte, im Westen erworbenes rationales Wissen in seiner Heimat umzusetzen, wurde in das Gebiet nördlich von Lhasa geschickt, um dort nach Gold zu suchen: (8)

*Dort entdeckte er bald dieses Metall in wirtschaftlich abbauwürdigen Mengen. Er erzählte mir, dass er noch nicht lange an der Arbeit war, als bereits eine Deputation von Lamas des örtlichen Klosters auftauchte. Der Abt warnte ihn feierlich, den Abbau fortzusetzen, da dieser die Erdgeister erzürne, die bald Unglück über Tibet bringen würden, in dem sie entweder Mißernten verursachten oder den Menschen Seuchen brächten. Der zornige Mönch sagte auch, dass Mendong selber durch Einwirkung der Dämonen des Ortes etwas zustoßen, ja, dass er sogar sterben würde, wenn er es verabsäumte, die ganze Erde und das Erz, das er ergraben hatte, wieder an Ort und Stelle zu bringen. Dazu kam noch, dass seine Arbeiter beim Graben eine Kröte gefunden hatten, was von den Lamas als ein sehr böses Omen angesehen wurde. Mendong legte in Lhasa Berufung ein, aber die Einwände der örtlichen Priester wurden aufrecht erhalten und er war gezwungen, das Bergwerk zu schließen.*

Solche Anschauungen verhinderten auch von Seiten der zweifellos an der Ausbeutung solcher Bergschätze interessierten Europäer jegliche Prospektionstätigkeit. Ganz im Gegensatz zu heute, wo man aufmerksamen Auges in der Landschaft Tibets bereits in Betrieb stehende Bergwerke oder auch kleinere Ausbrüche von Prospektoren beobachten kann, die die chinesische Besatzungsmacht auf die Suche nach wertvollen Mineralien und Erzen geschickt hat. Auch heute ist für die Volksrepublik China die Autonome Region Tibet das „Westliche Schatzhaus“.

Um 1900 besuchte der englische Mineraloge Sir Henry Harden Tibet, konnte aber über die Bodenschätze nur wenig in Erfahrung bringen. Man war der Meinung, dass es außer Gold nur wenige Lagerstätten von anderen Metallen gäbe. (9) Macdonald meinte damals, dass die tibetische Regierung wohl einen Weg zur Umgehung dieses Aberglaubens finden werden müsse, denn die außenpolitische Lage hatte sich am Beginn des 20. Jahrhunderts sehr zu Ungunsten Tibets verändert und man

war gezwungen, das praktisch noch immer im Mittelalter verharrende Land infrastrukturell zu entwickeln und zur Unterhaltung und Modernisierung der Armee, die zum großen Teil noch immer mit Pfeil und Bogen und Vorderladermusketen ausgerüstet war, beträchtliche finanzielle Mittel aufzubringen. Dazu bot sich wegen der unlösbaren Probleme des Transportes von entsprechend größeren Mengen von Exportgütern das Gold geradezu an. Tatsächlich war damals in Tibet auch ein Gerücht in Umlauf gekommen oder wahrscheinlich bewusst in Umlauf gesetzt worden, dass eine Zeit kommen werde, wo man Gold mit der Billigung der Erdgeister abbauen dürfe und dass diese Zeit bereits da sei.

Der tibetische Buddhismus hatte es stets verstanden, eingefleischten Lehrmeinungen und Dogmen eine neue Richtung zu geben, indem zum rechten Zeitpunkt verborgene schriftliche Wissensschätze „aufgefunden“ wurden, die meist vom vor mehr als tausend Jahren wirkenden Begründer des tibetischen Buddhismus, Padmasambhava (tib. *guru rinpoche*), zur Belehrung künftiger Zeiten versteckt worden seien. Ihm schreibt man in Analogie auch zu, dass er kostbare Mineralien in der Erde hinterlassen habe, die man – wolle man Unheil vermeiden – hingegen nicht an sich nehmen dürfe. (10) Zum mindesten würde eine Entnahme die Fruchtbarkeit des Bodens mindern. Charles Bell nennt allerdings 1928 ein ihm vielversprechend erscheinendes Bergwerk im östlich von Lhasa gelegenen Tak-po-Distrikt. (11) Das ist jedoch schon eine Zeit, als der XIII. Dalai Lama vorsichtige Modernisierungen in Gang setzte, im übrigen sehr gegen den Widerstand hoher geistlicher Würdenträger.

Auch wirtschaftliche Gründe verstärkten die religiösen Einwände. Wenn es nämlich um ein Mineralvorkommen – und seien es nur geeignete Baumaterialien – ging, mussten die in der Nähe ansässigen Bauern ohne Bezahlung dafür arbeiten. Dieses System (tib. *ula*) wurde bis zum Ende der feudalen Zeit gepflegt. Deshalb setzten die Dorfleute alles daran, dieser Frohn zu entgehen und hielten Minerallagerstätten geheim. Es kam sogar vor, dass Prospektoren tätlich angegriffen wurden.

Welche Rolle spielte Gold nun im wirtschaftlichen Alltag der Tibeter? Geld hatte bei den die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bildenden von der Viehzucht lebenden Nomaden keinen Stellenwert. Der reguläre Tribut wurde durch die in der Nähe ihrer Weiderouten gelegenen Klöster eingetrieben. Da diese wegen ihrer hohen monastischen Kultur einen großen Bedarf an Seide, Seidenstoffen, Messing- und Bronzegegenständen, Korallen, Bernstein, Weihrauch, Papier usw. hatten, die alle aus China oder Indien auf dem Karawanenwege importiert werden mussten, lag ihnen an Zahlungen in Gold mehr als an solchen in Form von Lebendvieh, Fellen und Pelzen. Da die Nomaden in den Weiten der tibetischen Hochebene von der übrigen Welt fast vollständig abgeschnitten waren, waren ihre materiellen Bedürfnisse und Wünsche begreiflicher Weise sehr begrenzt. Die

für die meisten Lebensbereiche unumgängliche, aus Yakmilch selbst produzierte Butter (tib. *mar*), im Tauschwege erworbenes geröstetes Gerstenmehl (tib. *tsampa*) und der ebenso erlangte, als Nahrungsmittel zu begreifende, mit Butter und Salz zubereitete Tee (tib. *cha*), der als Ziegeltee aus China kam, bildeten die Nahrungsgrundlage. Tsampa und Tee wurden also eingetauscht. Gold hatte für den Nomaden, der es selbst aus den Bach- und Flußbetten wusch, einen eher geringen Wert. Goldspenden an den Mönchsklerus dienten der Mehrung des persönlichen Heilsschatzes und eines guten Karmas und sollten zu einer günstigen Wiedergeburt verhelfen. (12)

Goldstaub wurde aber auch exportiert und ging nach China, Nepal, Bhutan und Bengalen, die Gold für ihre Währung und für die Herstellung von Schmuck und den sakralen Bedarf benötigten und den eigenen Bedarf nicht voll decken konnten. (13) Das Preisverhältnis zwischen Gold und Silber unterlag keiner zentralen Lenkung und wechselte von Region zu Region oft beträchtlich. Hamilton Bower fand das billigste Gold in Lithang, das hier einen relativen Wert zum Silber von 14:1 hatte. Im indischen Kaschmir hingegen betrug das Verhältnis um 1890 22:1! (14)

Tibet besaß trotz der Dominanz des Tauschhandels auch ein Münzwesen. Während Huc und Gabet in der Mitte des 19. Jahrhunderts davon sprechen, dass es nur Silbermünzen gäbe (15), war es 50 Jahre später schon ein differenzierteres, neueres Münzgeldwesen, das der Wirtschaft und dem Handel diente. Es existierten drei verschiedene Silber-, vier Kupfermünzen sowie eine Goldmünze. Dazu reichte der staatlichen Münze in Lhasa das eigene Gold aber anscheinend nicht, denn das erforderliche Münzmetall wurde durch besonders lizenzierte Händler aus Indien in Form von Stangen im Gewichte von je 27 *tolas* (16) eingeführt. Dieser höchste Münzwert in Gold hatte den Namen *sertang* oder *Gold-tranka*. (17) Auch ist bekannt, dass dazu nach Bengalen, vor allem Calcutta ausgeführter Goldstaub dort raffiniert, in Barren gegossen und nach Tibet wieder reimportiert wurde, wo das Gold auch an die dortigen Goldschmiede gelangte. (18)

In den letzten Jahren vor der chinesischen Invasion bemerkt de Riencourt im Basar von Lhasa hingegen Mengen von Gold aus den *“sagenhaften Goldfeldern Zentraltibets, von denen die meisten, die als die reichsten der Welt gelten, noch nie von Weißen besucht worden sind”*. (19) Als Zentren nennt er Thok Jalung und Thok Dauralpa am Rande des Changtang und Mani Serkha südöstlich des Yamdrok-Sees in der Nähe des Ursprungs des Subansari-Flusses. Der Autor hat hier sicher übertrieben. Eine Überprüfung war bald darauf durch die chinesische Besetzung unmöglich gemacht worden.

Wenn man vom Gedanken ausgeht, dass der Bergbau auf Metalle im alten Tibet aus religiösen Gründen tabuisiert war, so erhebt sich die Frage, wie eine Kulturnation wie die tibetische sich mit den nötigen Geräten, Werk-

zeugen, Waffen und Kultgegenständen versorgte, die eine hohe Zivilisation braucht. Eisen etwa kam aus China, also aus dem Norden und wurde in den Gebieten nahe der chinesischen Grenze, wo es auch genügend Holz für Holzkohle gab, zu Waffen und Geräten geschmiedet. Für Messing- und Bronzegegenstände kam das Material oder die fertige Ware aus dem südlich gelegenen Nepal, wo als führendes Kulturvolk die Newar des Kathmanduales als Bronze gießer arbeiteten und durch Jahrhunderte hindurch auch Kolonien von Handwerkern und Händlern vor allem in Lhasa gebildet hatten. (20) Schon im 18. Jahrhundert werden Nepalesen als Meister im Gießen von Statuen, Gefäßen und Kanonenrohren genannt. (21) Als Kunsthandwerker hatten besonders die Goldschmiede ein höheres Ansehen als alle anderen. In Lhasa hatten sie ein eigenes Stadtviertel.

Der tibetische Schmuck sowohl für Männer und für Frauen ist in seiner Eigenart wohl bekannt. Charakteristisch neben dem Metall – Gold und Silber – ist die Kombination dreier aus den drei Reichen der Natur stammender Bestandteile: Türkis als Mineral, Koralle als tierisches Produkt und Bernstein aus dem fossilen Pflanzenreich. Regional gibt es wie bei der traditionellen Kleidung starke Unterschiede. Auffallend ist der Männerohrerschmuck. So trug ein hoher Beamter, der Dzung-pen von Gyantse *„am linken Ohr einen goldenen, mit Perlen besetzten Ohrschmuck, an dem ein Türkisanhänger baumelte”* (22). Auf der Brust trägt man besonders auf Pilgerfahrt, aber auch zum Festtagsgewand ein Amulettkästchen (tib. *gau*), das im Idealfall aus Gold besteht. (23) Bei Reichen ist dieser auch als Schmuck zu verstehende Gegenstand auch mit Diamanten, Rubinen und anderen Edelsteinen besetzt. (24) Die mit einem Engländer verheiratete Tibeterin Rinchen Lhamo nennt den Goldschmuck zum Festkleid einer adeligen Dame: Ohringe mit Edelsteinen, Halskette, Goldknöpfe, Haarspangen, Gürtel, Armreifen und Fingerringe. (25) Dazu muss man bemerken, dass auch in Tibet, wie in Indien, Schmuck als Geldanlage galt. Bei Frauen finden sich auch goldene, juwelenbesetzte Etais für Schönheitsutensilien. (26) In der Provinz sind Armreifen aus Silber und Gold üblich. (27)

Gold als Symbol des Göttlichen hat im Kult einen hohen Stellenwert. Die Vergoldung von religiösen Metallgegenständen wie Götterstatuen, Metallbestandteilen von Paramenten und Kultobjekten wie Zeremonialgeräten, Musikinstrumenten, Reliquiaren, Reliquienschreinen, Grabstupas oder ganzer Architekturteile wie Dächer, Fassadenappliquen oder kultischen Siegesbannern (tib. *gyaltsen*) tragen zur Vorstellung von den goldstrotzenden Tempeln und Klöstern des buddhistischen Tibets bei und beherrschen vielfach auch die Beschreibungen westlicher Autoren. Auch in der famosen tibetischen Buchkunst kommt Gold vor. Besonders kostbare Handschriften der vielbändigen Lehrreden des Buddha und der Kommentare hiezu tragen auf schwarz lackiertem, kartonartigem Papier den heiligen Text in Goldschrift. Als David Macdonald 1904 Lhasa besuchte, war

der XIII. Dalai Lama höchstpersönlich eben dabei, den Buddha-Text des Kangyur in goldenen Lettern auf einem solchen schwarzen Untergrund zu schreiben. (28)

Der Grabstupa dieses Kirchenfürsten, der 1934 verstarb, ist das größte der Grabmäler der Dalais im Potala zu Lhasa. Über 1000 Kilogramm Gold sollen zu seiner prächtigen Verzierung verwendet worden sein. (29) Als der Panchen Lama, die an politischer Bedeutung nach zweithöchste Inkarnation Tibets, 1989 auf mysteriöse Weise in Peking verstarb, wurde von der chinesischen Regierung eine noch größere Goldmenge zur Verfügung gestellt. Die Errichtung des Grabstupas in seinem Kloster Tashilhunpo bei Shigatse dauerte mehrere Jahre und fand erst 1993 sein Ende. In der Zwischenzeit war die einbalsamierte Leiche des Panchen öffentlich in Meditationsstellung sitzend aufgebahrt. Sie war in kostbare Gewänder gehüllt und trug vor dem Gesicht eine porträthafte goldene Maske. (30) Ernst Schäfer hatte 1934 die vergoldete Mumie des verstorbenen inkarnierten Abtes des Klosters Dzogchen auf einem Thron in Meditationshaltung sitzend gesehen. Wie ihm erzählt wurde, hatte man die Leiche durch Trocknen mumifiziert und anschließend mit Blattgold überzogen, das im übrigen sonst kaum Erwähnung findet. (31)

Zu den erlesenen Opfergaben, die man den Göttern darbringt, zählt der Weihrauch. Noch heute unterscheidet sich der tibetische Weihrauch mit seinem feinen Duft wesentlich vom indischen, wie er in den hinduistischen Kulturen Verwendung findet. Eine Art der Herstellung einer besonders kostbaren Sorte beschreiben Huc-Gabet, wobei die Asche wohlriechenden Holzes mit Moschus und Goldstaub vermischt und zu Stäbchen gepreßt wird. Die Chinesen, die ihn sehr schätzen, nennen in *tsan-hsiang*, das heißt „tibetische Düfte“. (32)

Es kann für sicher gelten, dass die hochkulturelle Entwicklung erst mit der Reichseinigung durch König Srongtsen Gampo im 7. Jahrhundert einsetzte. Dieser Herrscher, der seine Residenz erst vom Yarlung-Bereich des Tsangpo nach Lhasa verlegte, schickte seinen Minister Thönmi Sambhota mit dem Auftrag nach Indien, von dort ein Schriftsystem mitzubringen, das man für die bis dahin schriftlose tibetische Sprache adaptieren könne. Man kann annehmen, dass diese frühen, kulturellen Verbindungen, die später auch zum Einzug des Buddhismus führten, nicht auf Geistig-Immaterielles beschränkt blieb. Indien verfügte schon früh über eine ausgeklügelte Metalltechnologie und hatte auch entsprechende Erzvorkommen aufzuweisen. Hier ist Gold schon in der Industalkultur um 2000 v. Chr. in Harappa, Mohenjo-daro, Lothal und Rajodi archäologisch nachzuweisen, ebenso in megalithzeitlichen Grabanlagen Südindiens. Selbst Goldbergbau ist schon im Neolithikum nachzuweisen. Man fand Spuren des Feuerstzens im Abbau von Goldminen. Um die Zeitenwende gab es schon Minen mit Schachteufen von bis zu 200 m. (33)

Auch kannte man Technologien zur Separierung von Silber und Gold als natürlichen Legierungen. Solche

Kenntnisse wurden über Vermittlung Nepals auch nach Tibet transferiert, doch behielten besonders, was den Guss von Kupfer-, Bronze-, Messing- und Edelmetall-objekten und deren Vergoldung betrifft, die schon erwähnten newarischen Kunsthandwerker ein Monopol.

Die Großplastiken tibetischer Tempel stellen sich dem Betrachter oft goldglänzend dar. Nicht immer handelt es sich dabei um vergoldete, aus Einzelteilen montierte Metallgüsse. Vielfach sind es aus Ton modellierte Figuren, die mit Stuck überzogen, bemalt oder vergoldet werden. Die feinteiligsten und ästhetisch anspruchsvollsten Kunstwerke stellen gewiss die meisterlichen Kleinplastiken dar, die das ganze komplizierte Pantheon der Buddhas, Bodhisattvas, Schutzgottheiten und Patriarchen der buddhistischen Lehre in ihrer komplexen Ikonographie zum Inhalt haben. Diese Statuetten, die nach ihrer handwerklichen Fertigstellung einem Weiheprozess unterzogen werden, der die Gottheiten in ihrem Bildwerk Platz nehmen lässt, werden im Wachsauerschmelzverfahren („verlorenes Wachs“, frz. *cire perdue*) hergestellt und anschließend ganz bzw. nur teilweise vergoldet. (34)

Die Vergoldung wird dabei nur als Feuervergoldung durchgeführt. Im ausgehenden 20. Jahrhundert war der Goldpreis auch in Asien starken Steigerungen unterworfen, weshalb manche Handwerker auf ein Vergolden verzichteten und das Verfahren in Gefahr geriet, vernachlässigt zu werden. Manche Käufer wurden auch dadurch getäuscht, dass man hochpoliertes Messing für Gold ausgab. Für die Vergoldung einer nur etwa 20 cm hohen Statuette werden etwa 3-4 Gramm Gold benötigt.

Ist das Objekt fertiggestellt, die Grate abgefeilt und die Oberfläche ziseliert, so kommt es zum eigentlichen Vergolder. Als erstes erfolgt ein Bad in verdünnter Schwefelsäure, um etwaige Rückstände wie Schmutz oder Fett zu entfernen. Dann wird das Stück mit einer Mischung aus Quecksilber, Salicylsäure, Holzkohle und Salz überzogen. Die Salicylsäure erzeugt man hier aus Zitronen, die in Stücken 24 Stunden lang gekocht werden. Nun erfolgt abermals ein Bad in verdünnter Schwefelsäure, wobei Salz, Holzkohle und Salicylsäure zu Boden sinken und das Metall der Statue eine silberfarbene Oberfläche annimmt. Sie wird dann in reinem Wasser gewaschen und trockengerieben.

Inzwischen hat der Vergolder in einem steinernen Mörser das Amalgam hergestellt. Dazu nahm er dünne Goldplättchen und zu gleichen Teilen Quecksilber und bearbeitete die Mischung mit dem Pistill. Das Quecksilber für den Prozess wird aus Indien importiert. Auch kleine Steinchen von Erbsengröße werden damit in der Masse zu Sandkörnern zerrieben. Dann wird wieder Salicylsäure hinzugefügt. Es entsteht langsam eine zähe, teigartige Masse, der dann auch Wasser zugesetzt wird. Der Vorgang erfordert Zeit und Ausdauer und die Arbeit mit dem Mörser wird bis zu achtmal wiederholt.

Ist das Gold vollständig amalgamiert, wird noch etwas reine Salicylsäure zugesetzt und nun die zu vergoldende Oberfläche damit in einer dünnen Schicht bestrichen.

Dies geschieht mittels verschieden starker Pinsel. Für Vertiefungen und Winkel verwendet man eine Spatel. Nun wird die Statue über einem Feuer erhitzt, wodurch das Quecksilber verdampft und die Statue langsam ein mattgoldenes Aussehen gewinnt. Dies ist ein für den Handwerker sehr gefährlicher Vorgang, gerät er doch in Gefahr, die giftigen Dämpfe einzuatmen. Deshalb wird diese Arbeit zumeist im Freien mit dem Wind durchgeführt, der die Schwaden wegblasen soll. Auch tragen die Vergolder eine Maske aus Baumwollstoff. Früher nahmen sie eine Kugel aus rohem Büffel- oder Ziegenfleisch, das zwei Stunden lang gehackt und geknetet worden war, während der Prozedur, der bei kleineren Objekten etwa fünf Minuten betrug, in den Mund. Das Fleisch färbte sich dabei kohlschwarz und wurde am Ende ausgespuckt. Wusch man sich, was auch bezeugt ist, den Mund mit Branntwein aus, wurde dieser aber geschluckt. Trotzdem litten die Vergolder an verschiedenen, durch das Quecksilber verursachten Krankheiten und klagten immer über Zahnweh und Augenschmerzen. Selbst die Händler, die die Bestellungen aufgaben, waren davon betroffen, da sie bei der Prozedur meist anwesend waren, um zu verhindern, dass Gold veruntreut wurde.

Danach wurde das Objekt mit Wasser gewaschen und einem Polierprozess unterworfen, für den meist ein an einem Messinggriff befestigter Achat verwendet wurde. Dabei wurde dieser öfters in eine aus Pflanzen gewonnene alkalische Lösung getaucht. Die matte Oberfläche erlangt durch das Polieren dann den erwünschten strahlenden Goldglanz.

Die Feuervergoldung erstreckte sich natürlich nicht nur auf solch handliche Objekte. Wer die vergoldeten Dächer des Potala, des Jokhang in Lhasa und der wenigen von dem Wüten der kommunistischen Kulturrevolution verschont gebliebenen Klöster betrachtet, dazu die glänzenden Zeichen des Rades der Lehre über den Fassaden der Tempel, erkennt, welch unglaublicher Aufwand hier zur prächtigen Gestaltung der Sakralgebäude zur höheren Ehre des Göttlichen getrieben wurde. Die Vergoldung der unzähligen Kupferplatten für die in sinnverwirrender Pracht sich auftürmenden Dachaufbauten müssen Heere von Handwerkern und unglaubliche Mengen an Gold erfordert haben.

## Anmerkungen

Übersetzungen durch den Autor

- (1) Ernst Schäfer, Fest der weißen Schleier. Durach 1988, S.22.
- (2) Zur Gesamtschau vgl. zuletzt Heimo Kaindl [Hrsg.]: Ausstellungskatalog Faszination Gold. Glanz des Göttlichen, Verführung des Menschen. Graz 2003: Diözesanmuseum Graz.
- (3) An account of Tibet. The travels of Ippolito Desideri of Pistoia, S.J. 1712-1727. Edited by Filippo de Filippi with an introduction by C.Wessels. London o.J., S. 121-122.
- (4) Robert Saunders: Some Account of the Vegetable and Mineral Products of Bootan and Tibet. In: Samuel Turner, An Account of an Embassy to the Court of the Teshoo Lama in Tibet. London 1800, S. 404-407.

- (5) Kamal Tuladhar: Caravan to Lhasa. Newar Merchants of Kathmandu in Traditional Tibet. Kathmandu 2004, S. 70-71.
- (6) Régis-Evarist Huc: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846. Tome Premier. Paris 1850, S. 179.
- (7) William Woodville Rockhill: The Land of the Lamas. Notes of a journey through China, Mongolia and Tibet. London 1891, S. 208.
- (8) David Macdonald: The Land of the Lama. A description of a country of contrasts and of its cheerful happy-go-lucky people of hardy nature and curious customs; their religion, ways of living, trade and social life. London 1929, S. 220 [Macdonald hielt sich 1904 in Tibet auf].
- (9) Ebenda S. 221.
- (10) Charles Bell: The People of Tibet. London 1928, S. 110-111.
- (11) Ebenda.
- (12) Harrison Forman: Through Forbidden Tibet. An Adventure into the Unknown. London 1936, S. 97-99.
- (13) Turner a.a.O., S. 381-384.
- (14) Hamilton Bower: Diary of a journey across Tibet. London 1890.
- (15) Huc a.a.O., S. 179.
- (16) 1 tola = 11,6 Gramm.
- (17) David Macdonald: Twenty Years in Tibet. Intimate and Personal Experiences of the Closed Land among all Classes of People from the Highest to the Lowest. London 1932, S. 219.
- (18) Tuladhar a.a.O., S. 71.
- (19) Amaury de Riencourt: Lost World Tibet. London 1950, S. 122-124.
- (20) Tuladhar a.a.O.
- (21) Desideri a.a.O., S. 186.
- (22) de Riencourt a.a.O., S. 52.
- (23) vgl. Matthias Hermanns: Die Familie der Amdo-Tibeter. Freiburg-München 1959, S. 55.
- (24) Macdonald, Twenty Years a.a.O., S. 158.
- (25) Rinchen Lhamo: We Tibetans. With a Historical Introduction by Louis Magrath King. London 1926, S. 90.
- (26) Ernst Schäfer: Das Fest der weißen Schleier. Begegnungen mit Menschen, Mönchen und Magiern in Tibet. Durach 1988 [Mit Bezug auf die deutsche Tibetexpedition 1938/39].
- (27) Paul Sherap – G.A. Combe [Hrsg.]: A Tibetan on Tibet. Being the Travels and observations of Mr. Paul Sherap (Dorje Zödba) of Tachienlu. London 1926, S. 121.
- (28) Macdonald, Twenty Years a.a.O., S. 259.
- (29) Heinrich Harrer: Sieben Jahre in Tibet. Mein Leben am Hofe des Dalai Lama. Wien 1952, 2. Aufl., S. 184.
- (30) Beobachtung des Verfassers 1991.
- (31) Ernst Schäfer: Dach der Erde. Durch das Wunderland Hoch Tibet. Tibetexpedition 1934/35. Berlin 1938, S. 289.
- (32) Huc-Gabet I a.a.O., S. 176.
- (33) H.C. Bhardwaj: Aspects of Ancient Indian Technology. A Research Based on Scientific Methods. Delhi, Varanasi, Patna 1979, S. 132.
- (34) Vgl. dazu Axel Michaels: The Making of a Statue. Lost-wax Casting in Nepal. Stuttgart, Kathmandu 1988.